



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Peiser, G.: Der Prinz von Ithaka als Erzieher Friedrich Wilhelms des Ersten  
und Friedrichs des Großen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Etwa hundert Jahre älter, als der erwähnte Cobden-Vertrag ist der Ausspruch: „Dans tous les guerres il ne s'agit, que de voler.“ Mildern wir ein wenig die Lust Voltaires an der Prägung und übersetzen wir: „Der Krieg ist ein Modus, fremde Mittel eigenen Zwecken dienstbar zu machen.“ An dieser Tatsache kann auch die Einschmuggelung etwaiger religiöser Überschriften der Kriege nichts ändern.



## Der Prinz von Ithaka als Erzieher Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen

Von Prof. Dr. G. Peiser in Posen



Es war ein großes politisches Ereignis, als im April des Jahres 1699 Fénelons Roman: „Les Aventures de Télémaque“ erschien. François de Salignac de la Mothe-Fénelon, einer hochadligen Familie entsprossen, der Frankreich und die katholische Kirche manchen bedeutenden Mann verdankten, hatte, als er in den geistlichen Stand eintrat, davon geträumt, an den Stätten, auf denen er jetzt den griechischen Prinzen umherführte, eine große Missionstätigkeit zu entfalten. Aber dann war ihm eine Aufgabe zugefallen, die seinem Ehrgeiz eine ganz andere Richtung wies. Durch seinen Eifer in der Belehrung von Hugenotten nicht minder wie durch pädagogische Schriften empfohlen, war er 1689 mit der Erziehung des jungen Herzogs von Burgund, des ältesten Sohnes des Dauphins, betraut worden. Er versah sein Amt mit einer Hingebung ohnegleichen. An allen Höfen Europas, die jede Einzelheit des Lebens in Versailles mit gleicher Wichtigkeit behandelten wie etwa asiatische Fürsten römische Vorgänge zur Zeit des Augustus, erzählte man bald Wunderdinge von den pädagogischen Erfolgen Fénelons: wie der Prinz mit zehn Jahren Ovid, Vergil und Horaz lese, wie fließend er lateinisch spreche, und wie gründliche Kenntnisse er in der Mythologie, Geschichte und Literatur besitze.

Wichtiger war, daß es Fénelons pädagogischem Geschick gelang, auf das Gemütsleben seines Zöglingens entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Aus einem leidenschaftlichen, nicht selten störrischen Knaben verwandelte sich der Prinz in einen sanften, gütigen, leutseligen jungen Menschen, dessen Seele jeder Einwirkung des Erziehers zugänglich war. Welche Ausichten eröffneten sich für

Fénelon! Waren nicht auch Ludwig der Dreizehnte, und selbst sein großer Sohn zum Beginn seiner Regierung, von hohen geistlichen Würdenträgern beraten worden! Wäre es nicht zum Heile Frankreichs, wenn die Zeiten eines Richelieu und Mazarin wiederkehrten?

Die politischen Ideen, die Fénelon sich gebildet hatte, standen im schärfsten Gegensatz zu denen, die der Absolutismus Ludwigs des Vierzehnten in Frankreich zur Herrschaft gebracht hatte.

Schon in den kleinen Werken, die er für den Unterricht des Prinzen schrieb — denn von Anfang an hatte er auch seine glänzende literarische Begabung für seine große Aufgabe nutzbar gemacht — tritt ein oppositioneller Zug hervor. In Totengesprächen, wie der literarische Geschmack der Zeit sie liebte, läßt er französische Könige Ansichten aussprechen, die eine unverhüllte Beurteilung des bestehenden Regimes enthalten. Vielleicht war es schon ein Vorbote königlicher Ungnade, daß Fénelon unter den äußeren Anzeichen allerhöchster Huld das Erzbistum Cambrey erhielt — ein Amt, das ihn den größten Teil des Jahres von Paris und seinem Zögling fernhielt. Aber das Ungewitter entlud sich doch erst, als Fénelon mit der herrschenden Orthodoxie in Konflikt geriet. In dem Streite um den Quietismus, eine mystische Doktrin, die nicht im Glauben und in guten Werken, sondern in beständiger Betrachtung der Gottheit und in völliger Hingabe an sie das Heil des Menschen sah, hatte Fénelon für Frau von Guyon, die unerschrockene Vorkämpferin dieser Lehre, Partei ergriffen. Er war dabei mit der größten kirchlichen Autorität Frankreichs, mit Bossuet, in heftige Fehde geraten. Ludwig der Vierzehnte stellte sich mit Entschiedenheit auf Bossuets Seite. Nicht ohne sein Zutun wurde das Buch, in dem Fénelon für Frau von Guyon eingetreten war, in Rom verdammt und Fénelon zum Widerruf genötigt. Der König befahl, daß jede Verbindung zwischen dem Herzog von Burgund und seinem Erzieher aufhöre. Fénelons Einfluß schien endgültig gebrochen.

Da erschien unter dem harmlosen Titel „Suite du quatrième livre de l'Odysse d'Homer ou Aventures de Télémaque fils d'Ulysse“ Fénelons Roman und erregte schon während des in einzelnen Teilen erfolgenden Druckes ungeheures Aufsehen. Das Spürauge der Pariser Hofleute glaubte in dem Buche ein einziges großes Pasquill entdeckt zu haben. „Dieser Idomeneus“, raunte man sich zu, „dessen auswärtige Politik seinem Staate so verderblich wird, ist kein anderer als der König selbst. Die ruchlose Maitresse Astarbe ist die Marquise von Montespan, die Nymphe Eucharis, die Telemach gefährlich zu werden droht, Frau von Fontange. Der verhaßte Günstling Protefilas hat die Züge Louvois', während in der Gestalt der liebenswürdigen Antiope Fénelon der jungen Gattin seines Zöglings eine schmeichelhafte Huldigung darbringt\*.“

\*) Vgl. Hettner: Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, Bd. 2, 5. Aufl., S. 27. Lotzeisen: Geschichte der französischen Literatur im siebzehnten Jahrhundert, Bd. 4, S. 326 und Ranke: Sämtliche Werke, Bd. 11, S. 73.

Ein Wetterstrahl traf den Roman und seinen Verfasser. Die königliche Druckerlaubnis wurde zurückgezogen, das Buch verboten. Fénelon, der beteuerte, daß das Buch lediglich für seinen ehemaligen Zögling geschrieben und nur durch die Indiskretion eines Kopisten veröffentlicht worden sei, wurde vom Könige aus der Liste des Hofpersonals gestrichen. Aber alsbald erschien im Haag ein Nachdruck. Er fand, wie man sich denken kann, jetzt erst recht gewaltige Verbreitung. Allerorten tauchten neue Nachdrücke auf, in kaum einem Jahre mehr als zwanzig.

Liest man heute das Buch, so berühren uns die kleinen Spitzen, die es gegen diese oder jene Persönlichkeit aus der Umgebung Ludwig des Vierzehnten enthalten mag, nur noch wenig. Aber wie mit Flammenzeichen treten die Sätze hervor, in denen Fénelon die Gesamtpolitik Ludwigs, sowohl die äußere wie die innere, verurteilt. „Ein Eroberer ist ein Mann, den die dem Menschengeschlecht zürnenden Götter in ihrer Wut der Erde gegeben haben. Er stürzt seine eigene siegreiche Nation fast eben so sehr ins Elend, wie die von ihm Besiegten . . . Die Sieger selbst geraten während dieser verworrenen Zeit in einen Zustand großer Demoralisation . . . Ein König, der das Blut so vieler Menschen vergießt und soviel Elend herbeiführt, um einigen Ruhm zu erwerben oder die Grenzen seines Reiches zu erweitern, ist des Ruhmes unwürdig, den er sucht; er verdient sogar das einzubüßen, was er schon besitzt.“

Pazifistische Anschauungen werden mit einer Leidenschaft vorgetragen, die sich allen Gegengründen verschließt. „Der Krieg ist das größte Übel, durch die die Götter die Menschen heimsuchen . . . Er ist zuweilen notwendig, das ist freilich wahr; aber es ist eine Schande, daß es so ist . . . Das Blut eines Volkes darf nur vergossen werden, um es vor dem Untergange zu retten\*“).

Auch die innere Politik trifft sein Tadel. Er geißelt den Luxus des Hoflebens, die kostspieligen Prachtbauten, den einseitigen Merkantilismus, der die Landwirtschaft vernachlässigt. Vor allem aber stellt er dem Herrscherideal Ludwigs ein anderes gegenüber; nicht das Volk sei des Fürsten, sondern der Fürst des Volkes wegen da. Mit hinreißender Wärme vertritt er den Grundsatz, daß die Wohlfahrt des Staates das höchste Gesetz auch für den Fürsten sein müsse. — Man begreift die Empörung Ludwig des Vierzehnten. Unter seinen eigenen Augen, am Vorabend des europäischen Krieges, den er um der spanischen Erbfolge willen zu entzünden im Begriffe stand, war dies Buch entstanden, das seine ganze Politik unbarmherziger Kritik unterzog.

Aber mit um so größerem Interesse las man das merkwürdige Buch ringsum an allen Höfen Europas. Im Park von Liezenburg las es die geistvollste Fürstin der Zeit, Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg. Sie kannte

\*) S. 186 u. a. Ich zitiere nach der am leichtesten zugänglichen Müllerschen Übersetzung. Leipzig. Neclam.

die meisten Personen, auf die Fénelon angeblich angespielt hatte; war sie doch zwei Jahre bei ihrer Tante, der klugen und humorvollen Pfälzerin Lise Lotte in Versailles erzogen worden! Doch all die versteckten Andeutungen berührten sie wenig. Es waren die allgemeinen Anschauungen Fénelons, die ihre Aufmerksamkeit erregten. Sie hatte eine so hohe Auffassung von den Pflichten der Monarchen, daß sie sich selbst einmal eine republikanische Fürstin genannt hat. Wie vieles mußte sie da in Fénelons Roman sympathisch berühren!

Aber noch viel wertvoller erschien ihr das Buch aus einem anderen Grunde. Wie dem Dauphin von Frankreich erwuchs auch ihr ein Sohn, dessen Entwicklung ihr Sorge machte. Vor vier Jahren war für die Erziehung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm eine wundervolle Instruktion ausgearbeitet worden, an der vielleicht Leibnitz, ihr gelehrter Freund, einigen Anteil gehabt hat. Das Ziel war, Friedrich Wilhelm zu einem Prinzen von gelehrten Neigungen und feinen Sitten „so das Mittel zwischen Majestät und Humanität halten“, heranzubilden. Aber diese Absichten wurden an der Eigenart Friedrich Wilhelms kläglich zuschanden. Selten wohl hat sich der Einfluß der Umwelt so wenig geltend gemacht wie bei dem Sohn Friedrichs des Ersten und Sophie Charlottens. Inmitten eines verschwenderischen Hofes zeigte er schon als Knabe einen zähen haushälterischen Sinn und einen Widerwillen gegen die Pracht, mit der man ihn umgeben wollte. Er hat einmal den brokatnen Rock, den man ihm anzog, zornig heruntergerissen und ihn ins Feuer geworfen. Die Mutter war über seine Sparsamkeit, die sie Geiz nannte, nicht minder bekümmert, als über seine Heftigkeit und Wildheit, deren leidenschaftlichen Ausbrüchen sie vergebens durch ein vorwurfsvolles: „Que faites-vous là, mon fils!“ zu steuern suchte. Eine Ästhetin, wie sie war, schien ihr der Erziehungsroman Fénelons außerordentlich geeignet, auf den Sohn in demselben Sinne einzuwirken, wie die Instruktion von 1695 es beabsichtigt hatte.

Während sie einmal mit dem Prinzen im Park von Liezenburg, dem ihr Gemahl später den Namen Charlottenburg gegeben hat, auf- und abging, von einem Kreis geistvoller Männer umgeben, brachte sie das Gespräch auf den neuen Roman, der in aller Leute Munde war. Er möchte es wohl lesen, meinte der Prinz; er habe schon viel davon gehört. „Es genügt nicht, daß du es ein- oder zweimal liest,“ meinte die Mutter lebhaft, „du mußt es hundertmal lesen.“ Sie stellt ihm Telemach als fürstliches Ideal hin. Aus dem, was sie an ihm rühmt, erkennt man unschwer die Eigenschaften, die sie an dem Sohne noch vermißt. „Er war gut, mitleidend, wohlthätig; er legte seinen Stolz ab, wurde leutseliger und von aller Welt mehr geliebt.“ Sie empfiehlt ihm, sorgfältig auf die Grundsätze zu achten, die Fénelon für die Herrscher aufstellt. „Präge dir alles wohl ein, mein Sohn, bis dein Vater selbst — wir sehen gleichsam ihre höfische Gebärde — dich die Regierungskunst lehren und dir durch sein eigenes Beispiel zeigen wird, wie ein großer Fürst diejenigen, die unter ihm die Geschäfte führen, auswählen, leiten und in Schranken halten muß.“

Unter denen, die dem Paare respektvoll folgten, war auch der Vorleser der Kurfürstin, Larrey — ein Franzose natürlich. Er hat das Gespräch alsbald aufgezeichnet und so auf uns gebracht.

Einen Monat später — so berichtet Larrey in einer Fortsetzung seiner Niederschrift — kam Sophie Charlotte auf den Gegenstand zurück. Sie fragte den Prinzen, der damals alle Tage von Berlin nach Liezenburg kam, ob er das Buch „endlich“ (enfin) gelesen habe. Offenbar hat sie sich nicht zum erstenmal nach dem Fortschritt seiner Lektüre erkundigt. Obwohl der Prinz das Buch erst bis zur Hälfte gelesen hat\*), stellt die Mutter doch eine kleine Prüfung mit ihm an. Sie fragt ihn, welche Stelle ihm am besten gefallen habe. Die Antwort zeigt, welche Kräfte in dem zwölfjährigen Friedrich Wilhelm bereits lebendig waren. Die Selbstbeherrschung des Telemach, erwidert er, mit der er sich von der zärtlich geliebten Eucharis losreißt, um seiner Pflicht zu folgen, habe ihm den allergrößten Eindruck gemacht. Die Mutter ist von der Antwort offenbar frappiert. Sie fragt ihn, ob er sich stark genug fühle, bei einer ähnlichen Gelegenheit ebenso zu handeln. „Ja,“ antwortet der Prinz, „wenn ich erführe, daß mein Ruhm gefährdet sei.“ Darüber, was der wahre Ruhm eines Fürsten sei — meint die Mutter — müsse er sich von älteren, erfahrenen Leuten, wie Telemach von Mentor, beraten lassen. Man wisse einem Fürsten weniger Dank für seine Geburt als für seine Tugenden. Nach Sophie Charlottens Meinung wird freilich das Verhalten eines Fürsten weit mehr von den Eingebungen seiner Minister als von seinen eigenen Gesinnungen bestimmt. Es komme also darauf an, bei der Wahl, besonders des ersten Ministers, die größte Sorgfalt anzuwenden.

Man sieht, die Belehrungen Sophie Charlottens sind auf einen Hof wie den ihres Gemahls zugeschnitten, dem allezeit die eigene Initiative gefehlt hat. Nicht der leiseste Gedanke kommt ihr, daß der Knabe, zu dem sie spricht, demal einst sein eigener Minister sein und eine Kraft selbständigen Willens entfalten könne, durch die der Staat auf eine neue Grundlage gestellt wurde.

Das Wohl des Staates — fährt sie mit Nachdruck fort — hänge demnach vor allem davon ab, daß der Fürst wohlgesinnte Diener von Schmeichlern zu unterscheiden wisse, um sich aus den ersteren seine Minister zu wählen. Sie findet nicht Worte genug, den Sohn zu ermahnen, nicht auf die Stimme der Schmeichelei, sondern auf die der Wahrheit zu hören. Ein fester Wille klingt aus der Antwort des Prinzen heraus: „Ich hoffe, daß mir das gelingen wird, denn ich fühle, daß meine eigene Neigung mich dahinzieht.“ Indem er nun der Mutter in einem kleinen Vortrage die Eindrücke schildert, die er von dem Buche empfangen habe, fällt es auf, wie wenig er dabei von Telemach selbst spricht, auf den sie ihn doch in erster Linie hingewiesen hatte. Vielleicht kam

\*) Le cinquième livre (das Werk später in vierundzwanzig Bücher eingeteilt) hatte in den älteren Ausgaben zehn Teile.

hier der Gegensatz zwischen seiner Krafnatur und dem etwas weichen, larmoyanten und immer am Gängelbände seines Lehrers schreitenden Produkt Fénelonscher Erziehung unbewußt zutage. Er schildert die Typen des guten und des bösen Regenten, wie Fénelon sie gezeichnet hat, und hebt dabei (und das ist das Interessante) besonders die Eigenschaften hervor, die für sein eigenes Wesen charakteristisch geworden sind: die unermüdliche tägliche Arbeit im Dienste des Staates, die abendliche Erholung in der Gemeinschaft rechtschaffener Männer, die Furcht, von gewissenlosen Dienern betrogen zu werden und das Bestreben, sich nützliche Kenntnisse von fremden Ländern zu erwerben.

Überall ist er dem Verhältnis zwischen Fürst und erstem Diener nachgegangen. Noch stand ja alles unter dem Eindruck des Sturzes Dandelmanns, der nicht ohne Zutun Sophie Charlottens erfolgt war. Sein Prozeß, der nun schon zwei Jahre dauerte, beschäftigte aller Gemüter. Kein Zweifel, daß Friedrich Wilhelm ihn damals mit den Augen seiner Mutter ansah. Fast unbewußt hebt er bei der Schilderung ungetreuer Minister diejenigen Züge hervor, welche die Hauptpunkte der Anklage gegen Dandelmann bildeten. Das Ergebnis ist seine lebhafteste Zustimmung zu der „schönen Reflexion“ Mentors: faule und nachlässige Fürsten überließen sich fast immer intriganten Günstlingen. Wohl gemerkt hat er sich ferner, wie er hinzufügt, die Antwort Mentors auf die Frage, ob man sich geschickter Leute bedienen dürfe, auch wenn sie schlecht seien: man könne sie eine Zeitlang benutzen, wenn man sie ohne Gefahr nicht loswerden könne, müsse sich aber wohl hüten, ihnen in den geheimsten Affären Vertrauen zu schenken. Unwillkürlich erinnert man sich dabei der merkwürdigen Stelle in seinem Testament, in der er von General Grumbkow spricht, der damals den größten Einfluß auf ihn zu haben schien. Er warnt seinen Nachfolger, ihm allzusehr zu trauen, denn er sei „sehr interessiert und auf seine Absichten“.

Auch die Friedensideen Fénelons haben einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Er fragt die Mutter, wann nach ihrer Meinung ein Fürst einen Krieg unternehmen dürfe. Sophie Charlotte stußt. Sie hält für nötig, den Knaben darauf aufmerksam zu machen, daß Fénelon nur die Kriege verurteile, deren einziger Grund in Ehrgeiz und in Ungerechtigkeit liege, und daß er einem Fürsten rate, immer gerüstet zu bleiben, um nicht bei seinem Nachbar den Eindruck der Schwäche hervorzurufen. Es sei für ihn unerläßlich, zum Schwerte zu greifen, wenn seine berechtigten Ansprüche sich nicht in anderer Weise durchsetzen ließen, wenn seinem Lande ein feindlicher Angriff drohe oder seine Verbündeten in großer Gefahr seien.

Es scheint ein seltsamer Widerspruch zwischen der Frage des Prinzen und seiner späteren unablässigen Fürsorge für die Schlagfertigkeit der preussischen Armee zu bestehen. Aber hat er nicht in der Tat immer Scheu vor einem Kriege gehabt, in dem die militärischen und materiellen Güter des Staates aufs Spiel gesetzt wurden? Man kann jagen, daß Friedrich Wilhelm die

Forderung Fénelons, einen Krieg zwar zu vermeiden, aber die Nation im Waffenhandwerk zu üben und sich mit Männern von höchster Kriegserfahrung zu umgeben, sein ganzes Leben lang praktisch bewahrheitet hat.

Und wer will wissen, ob nicht auch andere Stellen des Buches in ihm tiefe Wurzeln geschlagen oder angeborene Tendenzen verstärkt haben! Er fand, wie bemerkt, im Fénelonschen Buche eindringliche Warnungen vor der Prunkliebe des Hofes. „Der Luxus,“ heißt es darin, „verbreitet sein ansteckendes Gift vom König bis zum geringsten des Volkes . . . Gegenstände, die man vor dreißig Jahren noch nicht einmal kannte, werden jetzt als unentbehrlich angesehen.“

Noch nach einer anderen Richtung hin hat vielleicht das Buch auf ihn Einfluß geübt. Der geistliche Erzieher verfehlt nicht, seinem Zögling die sinnliche Liebe in den schwärzesten Farben zu malen. „Hebe dich weg,“ ruft Minerva Cupido zu, „hebe dich weg, verwegener Knabe! Du wirst immer nur schwache Seelen bestiegen, die deine schimpflichen Vergnügungen der Weisheit, der Tugend und dem Ruhme vorziehen.“ Immer ist Friedrich Wilhelm dieser Mahnung getreu geblieben. Mit Abscheu blickte er auf die „sardanapalischen Fleischesgelüste“ Augusts des Starken. In seinen letzten Lebenstagen, als er seinem Hofprediger die Frage vorlegte, ob er vor Gott werde bestehen können, hat er von sich bezeugt, daß er seiner Gattin immer die eheliche Treue bewahrt habe. Und war nicht im Grunde seine ganze Regierung die eines Fürsten, der die Lehre Fénelons beherzigt: „Nicht seinetwegen, nicht zu seinem Vorteil haben ihn die Götter als König eingesetzt, sondern vielmehr, damit er für sein Volk lebe, daß er seinen Untertanen seine ganze Zeit, alle Arbeit und sein ganzes Dichten und Trachten widme?“ (S. 74.)

Diesem Gespräche über Fénelons Erziehungsroman sind, wie man vermuten darf, eine Reihe gleicher gefolgt. „An diesem Tage,“ so schließt der Franzose seinen Bericht, „entließ die Fürstin ihren Sohn mit der Mahnung, sich in seinen löblichen Grundsätzen zu befestigen. Denen aber, die Zeugen dieser Unterredung waren, schien es, als ob Minerva Telemach verlassen habe, um in den Park von Liezenburg herabzusteigen und dem jungen brandenburgischen Prinzen edle Gefinnungen einzusüßen.“

Aber so groß die Einwirkung der Lektüre des Fénelonschen Buches auf den jungen Friedrich Wilhelm auch gewesen sein mag, unendlich tiefgreifender ist doch der Einfluß des Romans auf Friedrich den Großen gewesen. Er las ihn, wenn ich nicht irre, zuerst in einer Form, die auf sein lebhaftes Gemüt den größten Eindruck machen mußte. Im Jahre 1721 erschien in Berlin bei A. Duffarat: „Libraire et imprimeur du roi“, eine neue Ausgabe der *Aventures*. Es ist der Neudruck einer Berliner Edition von 1700; sogar die Vorrede ist mit herübergenommen, obwohl in ihr Ludwig der Bierzehnte, Fénelon und Bossuet noch als lebend behandelt werden. Beigefügt ist beiden — und das gibt den Berliner Ausgaben ihren besonderen Wert — die Niederschrift Larreys über die Liezenburger Gespräche.

Man darf vielleicht die Vermutung aussprechen, daß Duhan de Sandun, der Lehrer Friedrichs an dem Neudruck nicht ganz unbeteiligt gewesen ist. War er doch in seiner Instruktion auf die Benutzung der Königlichen Bibliothek, der der Bücherbesitz Sophie Charlottens einverleibt war, ausdrücklich hingewiesen worden; hier mag er die überaus seltene Ausgabe von 1700 gefunden haben.

Daß der junge Friedrich wie alle Fürstenkinder der Zeit den Fénelonschen Erziehungsroman sorgfältig gelesen hat, geht aus mancherlei Hinweisungen in seinen Werken hervor. Es war ein Lieblingsbuch seiner Schwester Wilhelmine, mit der ihn von frühester Jugend an gleiche Neigungen und gleiche geistige Interessen verbanden. Heute noch bewahrt die Erlanger Bibliothek, die Erbin ihrer Bücherschätze, die Prachtausgaben des Fénelonschen Romans. Friedrich selbst rechnete ihn zu den Büchern, die er immer wieder las. Der Telemach durfte in den Handbibliotheken seiner Schlösser nicht fehlen.

Hat Friedrich die Larreysche Niederschrift kennen gelernt, so mußte der Roman schon dadurch eine erhöhte Bedeutung für ihn bekommen. Sucht man unter den Ahnen Friedrichs diejenige Persönlichkeit, die vor ihm das meiste seines Wesens verkörpert hat, so wird man bei Sophie Charlotte verweilen müssen. Friedrich Wilhelm gedachte seiner Mutter nur mit einer gewissen Scheu. Wenn er sich an die Disputationen erinnerte, die sie in Charlottenburg Katholiken, Lutheraner, Calvinisten und sogar Freigeister vor sich hatte halten lassen, so empfand er Sorge für ihr Seelenheil. „Meine Mutter,“ hat er einmal im Tabakskollegium gesagt, „war gewiß eine gute Frau, aber, fürchte ich, eine böse Christin.“ Ganz anders hörten seine Kinder von ihr sprechen, wenn sie bei der Mutter waren, die ja selbst eine Nichte Sophie Charlottens war. Hier fogen sie eine an Enthusiasmus grenzende Bewunderung für die Großmutter ein. Wenn sie sich selbst ihren Namen hätte wählen können, schreibt Wilhelmine in ihren Memoiren, so hätte sie sich Charlotte genannt — und die Worte, die Friedrich der Große in der Lebensbeschreibung Friedrichs des Ersten der Großmutter widmet, zeigen, daß er selbst hier eine der Wurzeln seiner geistigen Existenz erkannte. Wenn er diese Gespräche las, mochte es ihm scheinen, als wenn Sophie Charlotte selber zu ihm spreche und ihm den Weg weise, den er zu wandeln habe.

Jeder nimmt aus der Lektüre vor allem die Eindrücke, die seiner Anlage konform sind. Friedrich fand in Telemach das Ideal des Fürstensohnes verwirklicht, nach dem er strebte. Dieser junge, gefühlvolle Prinz war ihm selbst in vielem ähnlich: leicht entusiastisiert, die Brust voll edler Vorsätze, stets von dem Bewußtsein seiner hohen Aufgabe erfüllt, im Übermaß des Schmerzes und der Freude, wie auch er allezeit, rasch zu Tränen hingerissen. Er ist persönlich tapfer, aber die Jagd liebt er ebensowenig wie Friedrich. Er schwärmt für Musik, (S. 247) und spielt selbst meisterhaft die Flöte, dasselbe Instrument, das Friedrich Wilhelm später in der Hand seines Sohnes soviel Ärger bereiten sollte. Leidenschaftlich liebt er die Bücher. In seiner Küstriner Zelle, lediglich

auf Bibel und Gesangbuch angewiesen, mochte Friedrich der Klage des gefangenen Telemach gedenken: „Glücklich diejenigen, welche gerne lesen und nicht wie ich der Lektüre beraubt sind!“ (S. 27.) Von dem Gefühl seiner fürstlichen Stellung ist der Prinz von Ithaka nicht minder durchdrungen, als es der junge Friedrich — sehr zum Mißvergnügen seines Vaters — war. „Er liebte,“ heißt es von Telemach, „alles was glänzend war und von feinem Geschmack zeugte.“ (S. 373.)

Vor allem aber haben Fénelons Anschauungen vom Beruf des Fürsten tiefe Wurzeln in Friedrich geschlagen; es führt ein gerader Weg vom Telemach zum Antimacchiavell. „Der König,“ las Friedrich am Schlusse des Buches, wo Fénelon alle seine Lehren noch einmal zusammenfaßt, „der König ist ein Sklave aller derer, denen er zu befehlen scheint. Die Autorität, die er besitzt, ist nicht sein eigen; seine Würde ist die des Gesetzes und er muß ihm gehorchen, um seinen Untertanen mit gutem Beispiel voranzugehen. Genau genommen ist er der Verteidiger der Gesetze, denen er die Herrschaft verschaffen soll. Unter allen Menschen seines Königreichs hat er am wenigsten Freiheit und Ruhe. Er muß sie dem allgemeinen Wohle aufopfern.“

Sonderbarerweise verträgt sich bei Fénelon die völlige Hingabe des Königs an die Gesamtheit mit weitgehender Bevorzugung des Geburtsadels. Niemand kann aus seiner Haut heraus; Fénelon, selbst aus höchstem Adel, wollte auch in seinem Idealstaate die strenge Abstufung der Stände nicht missen. Die erste Stelle im Staate, meint er, sollten diejenigen einnehmen, die vom ältesten und glänzendsten Adel seien; der Vorzug, den eine lange Ahnenreihe bedinge, sei unter allen dem Neide am wenigsten ausgesetzt. (S. 204.) Man weiß, daß zu dem BERNWÜRNIS zwischen Vater und Sohn auch die Vorliebe, die Friedrich von Jugend an für den Adel empfand, nicht unwesentlich beigetragen hat. Friedrich Wilhelm hat das einen törichten Bauernstolz genannt; er warf dem Sohne vor, daß er sich am liebsten mit Marquis umgeben wolle. Friedrich hat diese aristokratischen Neigungen niemals aufgegeben. Den Landesadel sorgfältig zu konservieren, ihm die höchsten Ehrenstellen im Staate einzuräumen, ist allezeit eines der vornehmsten Prinzipien seiner Regierung gewesen.

Heute sind die „Aventures de Télémaque“ nur noch ein harmloses Schulbuch, das den Leser durch seine flüssige Diktion und die echt französische Grazie, die darüber ausgegossen ist, erfreut. In den meisten Ausgaben sind die Lehren, die der weise Mentor an die Abenteuer des Prinzen von Ithaka knüpft, gestrichen oder doch wesentlich gekürzt, und wir ahnen nichts von den Empfindungen, die sie einst in der Brust zweier großer preußischer Könige angeregt haben.

